

Meine Jugend in der Freien Stadt Danzig¹, die Vertreibung unserer Familie aus der Stadt und unser Fußfassen in Westdeutschland

Die Zeitzeugin Katrina K. verlebte eine unbeschwerte und privilegierte Kindheit in der gehobenen Danziger Gesellschaft. In diesem Bericht erfährt man etwas über ihre Kindheit und Jugend. Es wird ein spannendes Porträt der damaligen Danziger feinen Gesellschaft gezeichnet. Katrina K. berichtet ferne über ihre Zeit beim Reicharbeitsdienst und den wachsenden Spannungen zwischen Polen und Deutschland, die schließlich mit dem verbrecherischen Überfall Deutschlands auf Polen kulminierten.

Am 2*. März 1921 wurde ich in Danzig geboren, als Kind meiner Mutter Luise K. (1887), geborene B. Ich wurde im Kinderzimmer im dritten Obergeschoss unseres schmalgiebeligen Hauses am Langer Markt 1* geboren. Wenngleich ich bei diesem Vorgang damals schon dabei war, konnte ich mir dessen noch nicht bewusst sein. Meine Mutter hat uns das später aber gesagt, mir und Hanna, die ein Jahr später, 1922, an gleicher Stelle zur Welt kam.

Unser Vater war Max K. (1885), Kaufmann und Konsul in Danzig. Er betrieb von unserem Haus aus den Handel mit Spirituosen und Wein, das er von seinem Vater übernommen hatte. Der Genauigkeit halber muss ich hier hinzufügen, dass er das vom Kontor in der Hundegasse aus führte; denn dort am anderen Ende unseres schmalen Anwesens lagen die Geschäftsräume und dort wurden die Waren in die Lager Räume angeliefert und auch wieder an die Abnehmer verteilt. In den Kellern unseres Hauses an der Hundegasse wie auch im Haus am Langer Markt 1* und in den dazugekauften Nachbarhäuser lagerte er seine Ware.

Zwischen den beiden Häusern lag ein enger Hof, auf den von dem Haus am Langer Markt 1* her die Küche mündete. Im Erdgeschoss dieses Gebäudes war zum Markt hin eine Weinstube untergebracht, die von unserer Küche versorgt wurde und in der demzufolge auch gespeist werden konnte. Diese Küche war so leistungsfähig, dass sie für unsere Familie stets bereit stand, d.h. bei uns im Haushalt gab es keine gesonderte Küche; sogar Eier und Kaffee wurden telefonisch unten in der Küche bestellt. Um das so einfach wie möglich tun zu können, waren wir von der Hangstube, dem großen Saal und dem Eltern-

¹ Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Danzig zu einer eigenen Stadtrepublik erklärt und 1939 von den Nationalsozialisten annektiert. Der heutige Name ist Gdańsk und stellt eine direkte Übersetzung des Namens Danzig ins Polnische dar.

schlafzimmer mit der Küche verbunden. Diese Rolle der Küche in unserem Haushalt sollte durchaus in der Jugend meines Lebens noch eine Rolle spielen.

Noch wichtiger in meinem Leben wurde der Umstand, dass unsere Familie eigentlich nicht zu den lange in Danzig Ansässigen gehörte. Als ich 1921 geboren wurde, führte mein Vater zwar die renommierte alteingesessene Handelsfirma R. Denzer. Darin steht das R. für Reinhold. Aber erst mein Großvater Johannes Friedrich Heinrich K. (1853, +1894) hatte die Firma seinerzeit in Danzig erworben. Wie in der Familie in der Vertreibung berichtet wird, war das 1883. Belegen kann ich das nicht mehr; denn die Unterlagen verblieben in zwei Koffern unseres Fluchtgepäcks, die meine Mutter in Oliva² bei meiner Stiefschwester Marie Altona (1915) bereitgestellt hatte, die ich aber im März 1945 bei der Flucht leider zurücklassen musste. Nicht nur unser Besitz wurde uns genommen, sondern auf diese Weise gingen auch die Dokumente des Besitznachweises verloren. Denen wäre zu entnehmen gewesen, dass mein Großvater Johannes aus E. in Schleswig-Holstein gekommen war. Dort hatte mein Urgroßvater Markus Heinrich K. (1816) irgendwann eben in diesen frühen 1880er Jahren seine vier Söhne ausgezahlt. In unserer Familie wurde seinerzeit erzählt, er habe jedem 40 000 Goldmark gegeben. Einer von ihnen – mein Großvater Johannes – hatte sich mit seinem Anteil nach Danzig aufgemacht und 1883 – wie oben erwähnt - die Handelsfirma Denzer übernommen. Seine Frau Johanna Dorothea Henriette (1848) hatte er mitgebracht. Sie kam nämlich auch aus Eckernförde. Zu meiner Jugendzeit war diese Verwandtschaft zwar schon mehr als drei Generationen entfernt, wir waren uns ihrer aber immer noch bewusst und sie wurde hin und wieder gepflegt.

Bevor ich darauf später eingehe, hier noch ein Wort zu einem Umstand, der für Bestand und Wohlergehen unserer Firma durchaus wichtig war. Mein Vater Max hatte mit seinem Bruder Christian die Firma R. Denzer von Großvater Johannes zu gleichen Teilen übernommen und geführt. Onkel Christian fiel 1916 im Ersten Weltkrieg in Stry in Galizien³ an der russischen Front. Ich lernte ihn also nie kennen. Das Erbe war so geregelt, dass der Anteil Christians erst nach 20 Jahren ausgezahlt werden musste, um den Fortbestand der Firma durch den plötzlichen Tod eines Partners nicht zu gefährden. Dass solche Schicksalsschläge dem Bestand einer Firma zusetzen konnten, hat sich bei unserer Firma durchaus wiederholt gezeigt. 1932 – damals war ich gerade 11 – verstarb nämlich mein Vater. In solchen Augenblicken kann das Schicksal einer Firma am seidenen Faden hängen. Damals wurde

² 30 Kilometer entfernter Ort bei Danzig, heute zum Stadtgebiet zugehörig. Bekannt vor allem durch das dort befindliche Kloster Oliva.

³ Gemeint ist Ostgalizien, heute Staatsgebiet der unabhängigen Ukraine.

Waldemar J. vom Danziger Gericht für meine Schwester und mich als Rechtsbeistand bestellt. Ihr Erbanteil war ein Viertel und der von uns beiden Geschwistern drei Viertel. Die Firma konnte erhalten bleiben und meine Mutter fand für unsere Erbegemeinschaft einen guten Geschäftsführer in George B., der nach dem Tod meines Vaters die Leitung der Firma übernahm. Er stammte aus einer alten Danziger Kaufmannsfamilie. Meine Mutter hat ihn 1933 sogar geheiratet, sodass er unser Stiefvater wurde – von Hanna und mir. Da das Hochzeitspaar schon etwas älter war, fand die Hochzeit in stillem Rahmen statt. Die Trauung wurde in der Sakristei der Marienkirche⁴ im engsten Familienkreis vollzogen.

Die Freie Stadt Danzig hatte eine Senatsverfassung. Dem Senat hatte mein Vater, Max K. nicht angehört. Ganz unabhängig davon war er aber Konsul gewesen und zwar Konsul der Republik Liberia. Das Land gab es damals schon in Afrika. Das Schild für dieses Konsulat prangte zwar nicht bei uns am Giebel der Weinhandlung am Langermarkt 1*, sondern es war am Eingang zu Vaters Kontor in der Hundegasse angebracht. Als Vater 1932 gestorben war, wurde es abgenommen. George B. führte das Konsulat für Liberia nicht fort.

Bereits fünf Jahre vor Vaters Tod war ich in die Schule eingetreten, genau im April 1927 bei Frau P. in die Privatschule in der Breitgasse. Dort lernten wir so viel, dass wir die Grundschule schon nach drei Jahren beenden und danach in die Sexta des Oberlyzeums der Viktoria-schule in der Holzgasse eintreten konnten, wo ich dann natürlich immer zu den Jüngeren gehörte. Das Lyzeum lag in der Nähe der Trinita-tiskirche und war etwa 20 Minuten Fußweg von unserem Haus ent-fert. Schon meine Mutter war dort zur Schule gegangen. Ich durchlief die Klassen problemlos, wenn da nicht Mathematik gewesen wäre, die mir zunehmend Schwierigkeiten machte. Schon vor dem Ende der Un-tersekunda beschloss ich mit meiner Mutter, nicht das Abitur zu ma-chen, sondern mit der UI-Reife⁵ abzugehen.

Erleichtert wurde mir das, weil meine Freundin Eva R. diesen Weg mit mir ging. Wir waren damals 1927 beide in die Grundschule bei Frau P. eingetreten und hatten gemeinsam die Viktoria-Schule durchlaufen. Unsere Bekanntschaft wurde im Lauf der Schulzeit zu einer engen Freundschaft, die dann ein Leben lang bis zu ihrem Tod 1999 gehalten hat. Eva war Jahrgang 1921 wie ich, gehörte nach nur drei Jahren Grundschule immer zu den Jüngsten in der Viktoria-Schule, wie ich. Dieser Gleichtakt lässt sich sogar ins Makabre wenden, denn 1932 starb ihr Vater, wie meiner im gleichen Jahr. Ihr Vater, Caesar R., hatte eine Anwalts- und Notarpraxis in der benachbarten Heilig-Geist-Gasse geführt. Ihre Mutter regelte das finanzielle Fortkommen der Familie an-ders, aber ähnlich. Sie vermietete die Lagerräume im Keller und Erd-

⁴ Die größte Backsteinkirche der Welt.

⁵ Fachoberschulreife.

geschoss an einen Getreidehändler. In den Wohnräumen führte sie eine Art Schulpension, d.h. sie nahm Schülerinnen aus unserer Klasse der Viktoriaschule während der Schulwochen auf, die dann während des Wochenendes nach Hause fuhren. Das Einzugsgebiet der Viktoriaschule reichte nämlich über die Stadt Danzig hinaus ins ländliche Umland unserer Freien Stadt. Damit meine ich die Niederung, die Höhe und das Große Werder. Aus den dortigen kleinen Gemeinden und Höfen schickten viele Eltern ihre Töchter an die Viktoriaschule. Dadurch entstand ein Schulweg, der täglich nicht mehr zu bewältigen war. Die Töchter während der Woche in einer Familienobhut unterzubringen, lag also nahe. Die Pension von Evas Mutter eignete sich hierfür hervorragend. Auch für uns war das interessant. Wir fanden dort während der ganzen Schulzeit immer eine informative und unterhaltende Gesellschaft.

Anmerken möchte ich an dieser Stelle noch, dass es in meiner Klasse keine polnischen Mitschülerinnen gab. Ich kann mich auch nicht erinnern, jemals von Polen an unserer Schule gehört zu haben. In unserer Rechtstadt gab es meines Wissens keine polnischen Familien – Kaufleute, Lehrer, Ärzte oder Handwerker – deren Kinder in unsere Viktoriaschule hätten gehen können. Ich weiß aber, dass es in Danzig eine polnische Schule gab, zwar nicht wo, aber es gab sie. Dorthin mussten jedenfalls die Post-, und Bahnbeamten ihre Kinder schicken, deren Eltern in Danzig in polnischem Auftrag aus den Versailler Gründen die Post-, und Bahnhoheit ausübten. Unter diesen gab es auch deutsche Beamte, die 1919 für Polen optieren mussten, wenn sie ihre Stelle behalten wollten. Sonst wurden sie entlassen. Mit dieser Option war allerdings für Eltern der Zwang verbunden, ihre Kinder in die polnische Schule zu schicken, wo sie natürlich Polnisch lernten. Solchen Schülern bin ich aber nie begegnet. Unsere Hausbediensteten, von denen einige aus dem Korridor⁶ kamen, wo das Optieren nach der Gründung des polnischen Staates eine große Rolle spielte, haben meinen Eltern u.a. davon berichtet.

Bis 1936 – damals beendete ich, wie bereits vermerkt, meine Schulzeit mit dem Zeugnis der Untersekunda. Gleich im Anschluss besuchte ich noch an der Viktoriaschule so eine Art Frauenklasse. Darin wurden wir in Kochen, politischer Verfassungslehre und einer Art Rechtskunde unterrichtet. Amtsgerichtsrat Dr. P. lehrte uns die Theorie, führte uns aber auch in Exkursionen zu Gerichtsverhandlungen. Das nahmen einige ältere Mitschülerinnen nicht so ernst. Sie schwänzten verschiedene dieser Veranstaltungen. Dr. P. behielt das sehr gut im Gedächtnis. Bei der Zeugniserteilung 1937 staunten einige über seine genaue Einschätzung, in der er solche Nachlässigkeiten berücksichtigte.

⁶ Gemeint ist der durch den Versailler Vertrag geschaffene Landstreifen, der dem neu erstandenen polnischen Staat zugeschlagen wurde und das deutsche Kernreich von Ostpreußen trennte.

Meiner Mutter war dieses Jahr in der Frauenklasse nicht genug. Ich sollte noch besser kochen lernen. Ich meine, sie ließ sich noch von Rechtsanwalt und Notar Max K. beraten. Daraufhin schickte sie mich ein Jahr auf die Frauenfachschule in Kurhessen Kassel. Dort gab es eine Niederlassung der Mathilde-Zimmer-Stiftung. Ich wohnte in einem zugehörigen Heim, dem Elisabethenhaus. Vormittag hatten wir praktischen Unterricht, kochten auch, nachmittags hatten wir Theorie, machten aber auch Exkursionen, besuchten die Gemäldegalerie, gingen zu Konzerten oder fuhren gar bis nach Ziegenhain auf die „Salatkirmis“ oder nach Eisenach zur Wartburg.

Erstmals war ich ein Jahr weit von zu Hause weg. Als Danzigerin war ich in Kassel außerdem allein, freundete mich aber schnell mit den anderen an. Wenige kamen eigentlich aus Nordhessen, die meisten aus den verschiedenen protestantischen Gegenden des Reiches, also aus Nord-, und Mitteldeutschland sowie Württemberg, nicht Bayern. Nur ganz wenige von jenseits der Reichsgrenze, wie auch eigentlich ich. Eine war Holländerin und eine Schottin. Beide sprachen aber Deutsch. Meine Sonderrolle wurde mir auch immer wieder deutlich, wenn die anderen „Reichsdeutschen“ regelmäßig Päckchen bekamen und ich nicht. Päckchen an mich aus Danzig wären umständlich mit der polnischen Post versandt worden und mit Zoll belastet gewesen. Deshalb hatte ich mit Mutter besprochen, dass wir darauf verzichten wollten. Sie hatte mir stattdessen ein Taschengeld gegeben. Aber es ist doch eine eigene Sache, eine Geschenksendung zu erhalten.

Einige meiner neuen Freundinnen gaben mir von ihrem Überfluss ab und erleichterten mir so meine Situation. Zu ihnen gehörte Marlies U. aus Gandersheim. Ihre Eltern führten dort eine Weberei. Ich erinnere mich, dass sie Wäscheausstattungen herstellten. Marlies war zwei Jahre älter als ich. Wie ich wurde sie Krankenschwester und arbeitete während des Krieges lange Zeit in Warschau. Sie hat den Krieg überlebt und gehörte zu denen, mit denen ich eine lange währende Freundschaft pflegte, über diese Kasseler Zeit und die Vertreibung hinaus. In der Wendezeit um 1990 ist sie leider verstorben.

Gern erinnere ich mich auch an Dorle (Dora) R.. Sie war gleicher Jahrgang und kam aus Löchgau bei Besigheim,⁷ wo ihre Eltern eine Firma betrieben, in der sie Schuhnägel herstellten. Damit ließ sich damals offenbar Geld verdienen. Sie lieferten bis nach Südamerika. Auch diese Freundschaft mit Dorle hielt ein Leben lang. Nach dem Krieg, als ich kein richtiges Zuhause hatte, lud sie mich sogar einmal zu Weihnachten ein. Dorle ist übrigens die einzige aus meiner Kasseler Zeit, die noch lebt. Leider liegt sie schwer erkrankt darnieder. Solche Freundschaften erleichterten mir damals die Zeit in Kassel. Mit dieser Erfahrung des „in-der-Ferne-sein“, bekam ich erstmals auch so ein bisschen eine Idee davon, was Heimat ist.

⁷ In Baden-Württemberg.

Die Probe, wie schwer Heimweh sein kann, ersparte ich mir zum Jahreswechsel 1937/38. Während dieser Zeit gab es in Kassel ohnehin Ferien und ich fuhr wie die meisten Heiminsassen nach Hause. Sicher hatte ich einen der weitesten Heimwege, der auch mit Umständen verbunden war, besonders in Berlin. Ich musste dort den Bahnhof wechseln. Ich meine, ich musste dort vom Anhalter zum Schlesischen Bahnhof. Leider weiß ich das nicht mehr so genau. Von dort fuhr der Zug über Schneidemühl nach Danzig. Wie umständlich das in Berlin war, erzählte ich während meines Aufenthaltes über Weihnachten und Neujahr daheim bei verschiedenen Anlässen, bei denen auch Freunde eingeladen waren. Bei der Rückfahrt 1938 im Januar, als ich mich gerade am Schlesischen Bahnhof in Berlin umschaute, trat ein junger Mann an meinen Koffer heran, um mir zu helfen. Da erst erkannte ich Günter S., der mich hier am Zug erwartet hatte, um mir das Umsteigen in Berlin zu erleichtern. Bei den Gesprächen in Danzig hatte er sich meine Verbindung gemerkt und sprang mir nun zur Seite. Er hatte in Berlin zu tun. Bis dahin hatte ich ihn nur für einen Freund meiner Schwester gehalten.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass die Stadt Berlin und Freunde in dieser Stadt durchaus eine Rolle spielten. Wir mussten zwar von unserer „Freistadt“ aus immer ins Reich einreisen, das aber nahm unsere Mutter mindestens einmal im Jahr gern auf sich. Besser verstehen lässt sich das, weil meine Mutter dieser Stadt in besonderer Weise verbunden war. Sie war Danzigerin, hatte aber während ihrer ersten Ehe noch zum Ende des Kaiserreiches hin in Berlin gelebt. Deshalb kannte sie sich auch in der Stadt aus. Ich meine mich zu erinnern, dass sie uns – Hanna und mich – jeweils allein, einmal im Jahr mit nach Berlin nahm. Wir kamen also alle zwei Jahre hin, natürlich immer in den Ferien und nur wenige Tage, meistens eine kurze Woche. Bei solchen Gelegenheiten stiegen wir meistens im Magdeburger Hof ab, den es heute leider nicht mehr gibt. Er lag in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße.

Wir besuchten Freunde in Halensee. Dort wohnten die Unruhs. Sie betrieben in Berlin eine Schnaps- und Likörfabrik. Die Firma „Danziger Lachs“ war zwar in Danzig schon vor Jahrhunderten gegründet worden, der Geschäftsführer Herr U. hatte aber den Sitz der Firma nach Berlin verlegt, als Danzig 1919 von Preußen abgetrennt worden war. Herr U. war der Patenonkel meiner Schwester Hanna, schon das ein Hinweis auf die enge Verbindung. Mit und ohne die Familie U. besuchten wir in den späteren Jahren während unserer Berlinaufenthalte Opernhäuser, Theater, Varietees und Museen. An einen Besuch im Admiralspalast erinnere ich mich. In einer Nummer des Varietees schwebte die Künstlerin „La Jana“ in einem Osterei herab. Das beeindruckte mich kleine Danzigerin sehr. Ähnlich erging es mir in einem Tanzpalast. Dort führten mich die zwei älteren Söhne

der U.´s hin. Beeindruckt beobachtete ich, wie das System der Tischtelefonie funktionierte. So etwas gab es bei uns in Danzig noch nicht. Nach dem Lehrjahr in Kassel, kehrte ich zurück nach Danzig und unterstützte fortan meine Mutter im Haus. Wenn es keine Küche im Haushalt gibt, sollte man meinen, gibt es für die Hausfrau nicht viel zu tun. Dem war aber bei uns im Langen Markt 1* überhaupt nicht so. Die Bediensteten im Haus mussten angewiesen und überwacht werden. Dazu gehörte das regelmäßige Waschen der Wäsche. Die Waschfrau kam jeden Montag ins Haus. Die Vorräte mussten immer aufgefüllt sein. Meine Mutter war kränklich geworden, hatte sich sogar einer Gallenblasenoperation unterziehen müssen und ich nahm ihr einige Aufgaben ab.

In den Sommerferien verlegten wir, wie übrigens früher schon zu Zeiten meines leiblichen Vaters, unseren Haushalt in einen Strandort an der Danziger Bucht. Als Hanna und ich noch Kinder gewesen waren, gingen wir nach Glettkau⁸ und mieteten für die Zeit des Sommers in einem Privathaus eine Wohnung für unseren Aufenthalt an. Später und ganz gewiss nach meinem Aufenthalt in Kassel, also im Sommer 1938, verbrachten wir den Sommer in Zoppot,⁹ wo viel mehr los war. Vater kam nur für die Wochenenden aus Danzig heraus und arbeitete während der Woche in der Firma in die Danzig.

Natürlich gingen wir Schwimmen, spielten aber auch Tennis oder besuchten eine Vorstellung im Kino, wo nicht nur die Filme neu und aufregend waren, sondern ich, ganz ungewohnt, mal meinem Übermut freien Lauf lassen lernte, indem ich z.B. im dunklen Kino, die geknäulten Bonbonpapiere über die Köpfe des Publikums schnippte. Heute weiß ich, wie unschuldig wir damals noch waren.

Regelmäßig spazierten wir auch hinaus zur Villa meines Patenonkels Hugo W. Er führte in Zoppot das Hotel Metropol. Wir Stadtkinder liebten es, durch seinen üppigen Garten zu streunen, der durch einen Gärtner gut gepflegt war und wo uns die Natur in einer Weise begegnete, wie wir das aus der Enge unseres Stadthauses nicht kennen konnten.

Die Vormittage verbrachten wir meistens am Strand. Meine Mutter war dem Sonnenbaden und Schwimmen allgemein gar nicht zugeneigt. Sie brachte meine Schwester und mich deshalb nur an den Strand, ging dann selbst ans schützende Ufer und beobachtete uns von dort, so dass wir uns eigentlich selbst überlassen waren. Es war ganz natürlich, dass wir uns anderen anschlossen. Ganz besonders eng befreundeten wir uns mit der Familie O. Das waren fünf Kinder, die mit ihrer Mutter von deren Gut Riesenwalde bei Riesenburg¹⁰ in Westpreußen (in Ostpreußen)¹¹ kamen und in Zoppot Ferienfreuden am

⁸ Heute Żabianka-Wejhera-Jelitkowo-Tysiąclecia und ein Bezirk von Danzig.

⁹ Ein Teil Danzigs. Mondäner Badeort.

¹⁰ Heute polnisch Prabuty; eine Stadt mit Sitz der gleichnamigen Stadt-und-Land-Gemeinde im Powiat Kwidzyński der polnischen Woiwodschaft Pommern.

Strand genießen wollten. Sie wohnten bei Pastor B. Er war der Vater von Frau O. und bereits pensioniert. Mit Guda (Gertrud) O. freundete ich mich besonders an. Sie war Jahrgang 1915, also sechs Jahre älter als ich.

Eine besondere Rolle bei unserem Zeitvertreib spielte die Waldoper. Diese Einrichtung hatte einen hohen Anspruch und spielte nur Wagneroper. Sie erhielten Unterstützung von Schauspielern und Musikern in Bayreuth, die in Zoppot tragende Rollen übernahmen. Wir konnten als Statisten beim „Volk“ mitmachen. Ich erinnere mich an meine Teilnahme bei den Meistersingern und auf unseren Auftritt in der Szene der „Festwiese“. Lohengrin und Tannhäuser wurden ebenfalls gespielt. Wenn wir nicht selbst beteiligt waren, gingen wir auch, indem wir Stehplätze erwarben und uns mit Falthockern ausrüsteten.

Wie vorstehend geschildert, waren die Sommer in Zoppot durchaus nicht eintönig. Es war für Unterhaltung gesorgt. Dazu gehörte 1938 anlässlich des „Großen Donnerstags“ der Auftritt einer Volkstanzgruppe aus Württemberg, die auf der Strandbühne auftrat. Uns, Evchen (Eva) und mir vor allem, gefielen die Trachten und die Tänze und die Menschen, wie sie sich gaben, sehr gut.

In einer Art von Eingebung überlegten wir, da, wo diese interessanten Leute herkommen, da müssten wir mal hinfahren. Diese Idee setzten wir in die Tat um. Die billigste Art und Weise dorthin zu kommen war, sich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) ins Deutsche Reich zu melden. Dort nahmen sie auch Auslandsdeutsche an. Das waren wir ja als Danziger. Unser Wunsch wurde leider nur teilweise berücksichtigt. Evchen und ich kamen zwar nach Württemberg, aber nicht ins gleiche RAD-Lager. Ich kam nach Mühlacker bei Pforzheim und Evchen nach Isny im Allgäu. Trotz dieser Trennung verbrachten wir in den Lagern eine schöne Zeit und das, obwohl wir dabei ein halbes Jahr auf Strohsäcken schlafen mussten. Wir mussten bei Bauern am Feld oder im Haushalt als Hilfskräfte arbeiten. Unsere Arbeitsstellen fuhren wir in der Regel mit Fahrrädern aus dem RAD-Lager an. Dort schliefen wir in Baracken in Mehrbettzimmern in Stockbetten, wie gesagt, auf Strohsäcken. Darauf kamen wir, nach der Arbeit, die uns forderte, immer schnell zum Schlafen. Zudem gab es gemeinsames Tun. Dazu gehörten die Fahnenappelle und viel Singen. Beides schien uns zu unserem Tun zu gehören. Wir erkannten nichts, woran wir hätten Anstoß nehmen können. Vor allem gab es keine politische Indoktrination oder gar Rassenlehre. Ich bezeuge das ausdrücklich, weil das heute in der Presse und bei wissenschaftlichen Untersuchungen oft nahegelegt wird.¹²

¹¹ Die Zeugin wusste offensichtlich nicht, wo genau Riesenburg hingehört. Laut der Karte ist es aber Ostpreußen.

¹² Diese Aussage ist sehr problematisch. Der Reichsarbeitsdienst diente ganz offiziell der Indoktrination junger Menschen mit der NS-Ideologie. Aus dem Gesetz des Reichsarbeitsdienstes: § 1 des Gesetzes über den Reichsarbeitsdienst:

Ich hatte während des halben Jahres zwei Mal Urlaub, wie lange erinnere ich trotz intensiven Nachdenkens leider nicht mehr. Es können jeweils aber nur wenige Tage gewesen sein; denn ich dachte im Zusammenhang damit nie daran, diese Zeit zu einer umständlichen Reise nach Danzig zu nutzen. Meine Mutter hatte eine Kur terminlich so legen können, dass sie gerade in Baden-Baden weilte. Deshalb konnte ich sie dort besuchen.

Das andere Mal nutzte ich die Urlaubstage zu einem Besuch in München. Dort traf ich Guda O., die an der Uni gerade einige Semester ihres Medizinstudiums absolvierte. Sie hauste in einer Studentenbude, in der sie mich für die Urlaubstage aufnahm. Wir hatten eine schöne Zeit. Merkwürdig ist, dass ich aus diesen Tagen im Jahre 1938 einiges genau erinnere. Guda zeigte mir die Sehenswürdigkeiten von München, wobei mir heute noch spontan der Marienplatz, Schloss Nymphenburg und die Alte Pinakothek einfallen. Ihre Mutter hatte Spargel aus Riesenwalde in Ostpreußen geschickt, den wir uns lecker herrichteten und der uns gut mundete. Eines Abends besuchten wir ein Musiktheater. Es muss eine Revue mit Wiener Musik gewesen sein, auf der eine Fanny Elzler, oder so ähnlich, tanzte.

Guda überlebte den Krieg nach der Fortsetzung ihres Studiums in Heidelberg und praktizierte später im Odenwald. Dort hatte dann ihre Mutter, die die Flucht aus Ostpreußen überlebte, 1945 wenigstens eine Anlaufstelle. Das bedeutete damals für viele Heimatlose aus dem Osten schon viel. Als ich Guda in den fünfziger Jahren dort mal traf, war ihre Mutter allerdings schon gestorben. Unsere Freundschaft dauerte ihr Leben lang. Wir hatten immer einen regen Briefverkehr. 1983 ist sie gestorben.

Nach dem RAD-Aufenthalt in Mühlacker kehrte ich wieder in unser Haus nach Danzig zurück. Trotz ihrer Kur blieb Mutter nach einer Gallenoperation kränklich. Ich sprang ihr bei ihren Aufgaben wieder zur Seite. Daneben absolvierte ich einige Kurse beim Roten Kreuz. Froh waren wir zurückgekommen; denn unser Heimatort war auch eine Stadt, in der gern gefeiert wurde. Dazu gehörten z.B. das Reit-, und Tennisturnier und in Zoppot der „Große Donnerstag“. Ich weiß weder,

„Der Reichsarbeitsdienst ist Ehrendienst am deutschen Volke. Alle jungen Deutschen beiderlei Geschlechts sind verpflichtet, ihrem Volke im Reichsarbeitsdienst zu dienen. Der Reichsarbeitsdienst *soll die deutsche Jugend im Geiste des Nationalsozialismus zur Volksgemeinschaft* und zur wahren Arbeitsauffassung, vor allem zur gebührenden Achtung der Handarbeit *erziehen*. Der Reichsarbeitsdienst ist zur Durchführung gemeinnütziger Arbeiten bestimmt.“ Reichsarbeitsdienstgesetz vom 26. Juni 1935.

Hier geht die Intention der Indoktrination eindeutig hervor (Kursivstellung durch den Redakteur). Dass die Zeugin dies verneinte, kann entweder seine Gründe darin haben, retrospektiv die Zeit des Nationalsozialismus zu verklären und sich der Fragen nach einer eigenen Schuld nicht stellen zu müssen, oder sie hat tatsächlich keine Indoktrination erfahren. Als letzte Möglichkeit kommt in Betracht, dass die Zeugin die Indoktrination einfach nicht gemerkt hat. Auf jeden Fall aber, diente der Reichsarbeitsdienst zu oben genannten Zwecken.

welche besondere Bewandnis es mit diesem Donnerstag hatte, noch wann er genau im Sommer lag. Aber es gab an diesem Tag einen großen Blumenkorso und wie bei den übrigen Festen meistens ein großes Feuerwerk. Die Polen feierten dann in Gdingen¹³ nur wenige Kilometer nördlich von Zoppot ihren „Tag des Meeres“. Aus diesem Anlass feuerten sie ihre Kriegsschiffe mit ihren schweren Geschützen aufs Meer hinaus ab, sozusagen als Drohung für unsere Freudenfeste. Das beunruhigte meine Eltern schon sehr, zumal immer wieder in den Zeitungen von den Spannungen berichtet wurde, die sich im Zusammenhang mit den Kommissar des Völkerbundes und dem Status unserer Freien Stadt ergaben. Ich hatte damals noch recht einfache politische Vorstellungen und verfolgte in den Zeitungen die Nachrichten nicht. Erst die Vertreibung musste mich leider hell wach machen. Danach erhielt ich Kenntnis von Dingen, die damals nicht in den Zeitungen standen, aber einiges von dem erhellen, was 1938/39 in der unmittelbaren Umgebung von Danzig geschah. Ich lernte später in Frankfurt die Z. kennen. Sie hatten außerhalb von Danzig in der Niederung einen Kolonialwarenladen und dazu die Post geführt. Da ihr Onkel in Dirschau¹⁴ an der Weichsel im Korridor, im polnischen Westpreußen, lebte, erfuhren sie schon damals, was jenseits der Grenze unserer Freien Stadt in Polen vorging. Es gab lange vor dem 1. September 1939 eine maßlose Hetze gegen uns Deutsche. Ich erinnere mich, dass der Völkerbundkommissar darauf überhaupt nicht angemessen reagierte.¹⁵ Der Onkel der Z. berichtete nicht nur von hysterischen Parolen des Maulheldentums, wie „Wir werden Danzig zusammenschmeißen!“, sondern auch von der Organisation intensiver Aggression; denn Herr Z. sah, dass sogar junge polnische Frauen an Sonntagvormittagen zum Schießtraining zusammengeführt wurden. Zivile Angriffswut unter der Bevölkerung wurde in schlimmer Weise geschürt.¹⁶ Wenig Hoffnung wagten wir auf der französisch-englischen Schutz unseres Freistaates zu setzen. Diese Schutzmächte hatten sich den Polen gegenüber immer als willfährig erwiesen. Eigentlich konnten wir da nur auf Deutschland bauen. Da war aber bis 1938 noch keineswegs klar, ob auf solche Hilfe Verlass war; denn dem Deutschen Reich war nach dem Versailler Vertrag eine Begrenzung der Reichswehr auf 100.000 auferlegt gewesen.

¹³ Heute Gdynia, Stadtteil von Danzig/Gdańsk.

¹⁴ Heute polnisch Tczew.

¹⁵ Polen war 1918 nach 123 Jahren der Teilung durch Russland, die Habsburgermonarchie und Preußen (Deutschland) als eigener Staat wieder erstanden. Verständlicherweise war das Verhältnis von Polen und Deutschland belastet. Beide Parteien taten auch nichts zur Deeskalation und provozierten sich gegenseitig, wobei sich in der deutschen Sichtweise eine überhebliche Haltung gegenüber den Pol:innen zeigte. Die Abwertung Polens und generell der slavischen Kulturen waren der Boden, auf dem später die nationalsozialistische Propaganda vom „slavischen Untermenschen“, die zu grausamen Massakern an der polnischen, ukrainischen, belarusischen und russischen Bevölkerung führen sollte, gedieh.

¹⁶ Man ahnte auf polnischer Seite offensichtlich die entstehende deutsche Aggression und bereitete sich für den Ernstfall vor.

Die militärische Streitmacht der Polen war demgegenüber seit Gründung des Staates um ein mehrfaches höher gewesen und dazu nach der Eroberung Ostpolens kriegserprobt. Hitler hatte zwar vor fünf Jahren die Versailler Beschränkung für ungültig erklärt und seitdem offenbar aufgerüstet. Ob aber die angepriesene Stärke der Reichswehr mehr als Propaganda war oder mit Hilfe des Reiches sogar ein Angriff Polens im Ernstfall wirklich abgewiesen werden konnte, war uns in Danzig, z.B. auch unseren Eltern recht zweifelhaft.

Unsere Unruhe konnten wir etwas vergessen, wenn befreundete Kriegsschiffe zu Truppenbesuchen in die Stadt kamen. Danzig war neutral und Freistaat, durfte aber solche Besuche in friedlicher Absicht empfangen. Dem Deutschen Reich war ein solcher Besuch einmal im Jahr gestattet, den Polen gar keiner. Sie kamen jedenfalls nicht, die Franzosen und Engländer auch nicht. Im Jahre 1939 meine ich mich aber sicher zu erinnern, dass die Amerikaner da waren, leider nicht mehr an den Namen ihres Schiffes. Bei solchen Gelegenheiten ergriff festliche Stimmung Teile der Stadt. An Bord wurde zu Festveranstaltungen eingeladen, und die Matrosen zogen durch die Straßen und bevölkerten die Kneipen, Offiziere kamen bis in unsere Weinstube.

Die deutsche Reichsmarine kam einmal in jedem Jahr. Ich weiß das noch so genau, weil mich einmal sogar Kurt S., mein Großonkel aus Eckernförde, zu einer Veranstaltung auf seinem Schiff eingeladen hatte. Er war Vizeadmiral auf der „Schlesien“, die bei uns in Danzig festgemacht hatte. Ich meine, das war 1936. Ich hatte gerade die Untersekunda hinter mir und war einfach noch zu schüchtern. Ich lehnte einfach ab. Das habe ich später oft bedauert. Leider kann ich also nicht berichten, wie es damals bei solchen Bordfesten zugegangen ist.

Großonkel S. kam danach nicht mehr. An dieser Stelle füge ich allerdings ein, dass ich in den folgenden Jahren seinen Sohn Horst kennenlernte, der einige Jahre älter war als ich. Er fuhr ebenfalls zur See, auch auf einem U-Boot. Mehrfach besuchte er Danzig. Sein Weg führte ihn dann regelmäßig zu uns. Unsere verwandtschaftlichen Verbindungen nach Eckerförde wurden also auch während der folgenden Kriegsjahre gepflegt.

1938 und 1939 gab es allerdings keine Einladung mehr für mich von einem Vizeadmiral zu einem Empfang an Bord eines deutschen Schiffes. Stattdessen kam die Schleswig-Holstein und am 1. September 1939 begann mit ihren Geschützen der Angriff auf Polen. Die Zeit der Ungewissheit, wie es mit Polen und Danzig weitergehen sollte, war damit beendet.

